

Alle Jahre wieder – gerne zum Valentins- oder Muttertag – berichten Medien über den Einsatz von giftigen Pflanzenschutzmitteln beim Anbau von Blumen und Pflanzen. Im Magazin «Ökotest» erschien kürzlich ein ausführlicher Artikel über Pestizidrückstände auf Rosen. Die Testergebnisse haben eine breite Diskussion ausgelöst. Das ist auch gut so, denn die Branche hat das Potenzial, sich dem Thema zu stellen.



Text und Bilder: Silke Peters, Expertin für nachhaltiges Wirtschaften, fairen Handel und Zertifizierungen, Köln [D]

Solche Bilder sieht niemand gerne. Aber sie lassen vermuten, weshalb auf 22 getesteten Blumensträußen giftige Pestizidrückstände gefunden wurden – auf zertifizierten und nicht zertifizierten Importrosen.

Was bleibt – Pflanzenschutzmittelrückstände auf Blumen

Vor den Augen seiner Studenten verdünnt ein Professor für Gartenbau das Pflanzenschutzmittel E605, auch «Schwiegermuttergift» genannt, mit Wasser und trinkt aus dem Glas. Der Selbstversuch soll demonstrieren, dass die Giftigkeit eines Wirkstoffs von dessen Konzentration abhängt – und die angehenden Gartenbauexperten daher keine übertriebenen Ängste zu hegen brauchen. Das war Anfang der Sechzigerjahre.

Verändertes Risikobewusstsein

Gerhard Gabriel, der in einer Rosengärtnerei aufgewachsen ist, erinnert sich noch gut an diese Szene, die er als Student miterlebte. Der 72-jährige ehemalige Abteilungsleiter Gartenbau der Landwirtschaftskammer Hamburg wird auch im Ruhestand von Branchenkollegen als Experte für die Schnittblumenproduktion konsultiert. Er hat in seinem Berufsleben viel Umgang mit Pflanzenschutzmitteln gehabt und begrüsst, dass sich das Risikobewusstsein inzwischen

geändert hat. «Das blinde Vertrauen in die Chemie ist rückläufig», sagt Gabriel. «Weil uns chemische Lösungen als Allheilmittel verkauft wurden, haben wir gutes Fachwissen verloren, genau wie in der Medizin. Jetzt müssen wir mühsam zurückrudern.»

Bedenkliche Testresultate

Mit diesen Worten kommentiert Gabriel die Debatte um den Artikel «Wem jetzt was blüht», erschienen in der Maiausgabe des Magazins «Ökotest». Hierfür wurden 22 Sträuße aus Importrosen auf giftige Pflanzenschutzmittelrückstände getestet: zertifizierte und nicht zertifizierte Blumen, vom Discounter bis zum Blumenfachhändler. Auf ausnahmslos allen wurden als giftig eingestufte Rückstände gefunden. In welcher Konzentration allerdings – das wurde von «Ökotest» meist nicht angegeben. Den Professor von Gerhard Gabriel hätte das Testergebnis darum vermutlich «kalt» gelassen, aber heute diskutiert man

anders. Die Ökotest-Redaktion berichtet von vielen Reaktionen auf den Artikel – sowohl von Pressekolleginnen als auch von der Leserschaft.

Ist eine stärkere Überwachung nötig?

Auch bei dem niederländischen Umweltregistrierungssystem MPS, mit dessen Zeichen viele der Blumen ausgezeichnet waren, sind zahlreiche Anfragen eingegangen. Diese kamen in erster Linie von alarmierten Händlern, die sich bis dato auf das Zeichen verlassen hatten. «Wir haben gelernt, dass die Produktionskette noch stärker überwacht werden muss», sagt Remco Jansen, bei MPS für Filialisten und Einzelhändler in Deutschland zuständig. Der Vertreter des niederländischen Blumen-TÜV sieht den Handel in der Pflicht. «Er muss mehr Verantwortung übernehmen und auch in Forschung investieren, um Alternativen zu den giftigen Pflanzenschutzmitteln zu finden.» Jansen weist darauf hin, dass durch den Abbauprozess sogenannte Metaboliten

entstehen, die oft giftiger sind als der Ausgangsstoff. Dies werde zu wenig berücksichtigt, wenn ausschliesslich der Mitteleinsatz bei der Produktion geprüft wird. Aus dem zugelassenen Stoff Acephat kann beispielsweise giftiges Metamidophos entstehen. Das ist einer von zwei Stoffen, bei denen «Ökotest» die Konzentration veröffentlicht hat. Und diese ist mit fast fünf Milligramm pro Kilogramm auch nach Einschätzung von Dr. Dieter Martens von der Landwirtschaftlichen Untersuchungs- und Forschungsanstalt Speyer «bedenklich».

Um die negativen Bewertungen von «Ökotest» nachvollziehen zu können, hätte die Redaktion jedoch mehr Stoffe namentlich und in ihrer Konzentration nennen müssen, sagt der Pestizidexperte. Unabhängig davon steht für ihn aber fest: «Es muss ein regelmässiges Monitoring geben und es besteht Forschungsbedarf.»

Bisher keine Auswirkungen auf das Kaufverhalten

Deutsche Experten fangen also an, das Thema «Pflanzenschutzmittel auf Blumen» wichtig zu nehmen. Für die breite Masse der Kundinnen trifft dies offensichtlich noch nicht zu: Trotz der beunruhigenden Testergebnisse, die zum Muttertag von diversen Zeitungen aufgegriffen wurden, verkauften sich Schnittblumen am Muttertag 2011 besser als im Jahr zuvor, verkündet der Bundesverband Blumengrosshandel und -import. Fleurop, dessen Mitglieder bei den «Ökotest»-Testkäufen besonders schlecht abgeschnitten hatten, berichtet sogar von einer Umsatzsteigerung von 20 Prozent zum Muttertag. Bei den getesteten Anbietern und Zertifizierungsorganisationen gingen kaum Kundenanfragen ein.

Das Merkblatt «Waren und Distribution» der Berufsgenossenschaft aus dem Jahr 2009 empfiehlt den Floristinnen und Floristen den «bewussten Einkauf». Damit sind diese ziemlich auf sich allein gestellt. Woran sollen sie pflanzenschutzmittelarme oder gar -freie Blumen erkennen? Schenkt man den «Ökotest»-Ergebnissen Glauben, so bieten nicht einmal die bekannten Labels Sicherheit.

Regionale Ware als Alternative

Der deutsche Zentralverband Gartenbau empfiehlt, Blumen aus heimischem Freilandanbau zu bevorzugen. Sind die weniger belastet? Der Verband verweist auf die gängige Praxis des integrierten Pflan-

zenschutzes, rät seinen Mitgliedern aber auch, sich Programmen anzuschliessen, die über die gesetzlichen Regelungen zum Einsatz von Pflanzenschutzmitteln hinausgehen.

Ist es wirtschaftlich sinnvoll, wieder mehr auf die lokale Produktion zu setzen und diese umweltfreundlicher zu gestalten? Norbert Elkner, Marketingspezialist für den Einzelhandelsverkauf von Blumen und Pflanzen, sieht das durchaus so: «Wenn die Stimmung umschlägt, haben wir nicht genug Alternativen zur Importware.» Auch Marketingberater Rupert Fey sieht in der Vermarktung von regionalen Produkten viel Potenzial, vor allem für Endverkaufs- und mittlere Betriebe. «Das Vertrauen ist der höchste Wert für Stammkunden», sagt Fey. «Und Betriebe mit regionalem Bezug sind hier absolut im Vorteil.»

Garry Grueber, Inhaber der Beratungsfirma Cultivaris, ist ein wenig skeptischer: Gegen die «Vermassungstendenz», die industrielle Blumenproduktion, hätten kleine Endverkaufsbetriebe mit Eigenproduktion nur eine Chance, wenn sie mit originellen Vermarktungskonzepten aufwarteten. «Voraussetzung ist allerdings, dass man Kunden hat, die bereit sind, die höheren Kosten zu tragen», sagt Grueber.

Regionaler Anbau als Alternative zum Blumenimport aus Übersee ist ohnehin nur dann nachhaltig, wenn die Kundinnen und Kunden sich am Saisonkalender orientieren, also im Winter keine regionale, energieintensiv produzierte Treibhausware erwarten. Bisher verlaufen die

Konsumgewohnheiten aber asymmetrisch zur Saison: Gerade im grauen Winter verlangt es die Konsumentinnen nach Farbe im Haus.

Verantwortung übernehmen

Regionale Produktion schafft Vertrauen, weil Anbau und Verkauf nahe beieinander sind. Damit haben die Händler mehr Möglichkeiten, die Produktion selbst zu kontrollieren. Und genau das sollten sie auch tun, wenn es nach Betriebswirtschaftsprofessor Nick Lin-Hi von der Universität Mannheim ginge – unabhängig davon, wie weit die Produktion entfernt ist.

«Zertifizierungsorganisationen können im Idealfall die Überwachung gewährleisten. Den Standard müssen die Unternehmen festsetzen.» Für grosse Lebensmittelketten kann man eine solche Forderung in den Raum stellen, aber was ist mit den vielen kleinen Akteuren auf dem Blumenmarkt? Auch diese entlässt Lin-Hi nicht aus der Pflicht: «Die kleineren Akteure müssen Druck über die Interessenverbände ausüben», so die Empfehlung. Wie das in der Praxis aussehen soll, lässt der Experte offen.

Eine Aufgabe für Händler, Produzenten und Verbände drängt sich jedenfalls auf – die Kundenaufklärung. In einem Meer von Billigblumen brauchen ökologisch verantwortungsvoll produzierte Blumen nämlich gute Argumente, um die Kundschaft vom höheren Preis zu überzeugen. Ohne diesen ist die Gewinnspanne der Unternehmen aber schlicht zu klein, um eine solide Überwachung zu gewährleisten.



Zertifizierungsorganisationen können im Idealfall die Überwachung gewährleisten. Den Standard müssen aber die Abnehmer festsetzen.